



Und unter dir das namenlose Grauen der Tiefe: Freiwasserschwimmer haben damit kein so großes Problem, sie genießen den Auftrieb und die unendliche Weite – beides kann es im Schwimmbad niemals geben.

Foto Heather Perry

Ins Wasser zu steigen heißt die Angst zu besiegen: John von Düffel wirbt für das Schwimmen

Es war vermutlich nur eine Frage der Zeit, wann ein Lektor die Idee haben würde, den Schriftsteller und Dramatiker John Düffel um ein Sachbuch zum Thema Schwimmen zu bitten. Seit seinem Debüt von 1998 ist von Düffel auf das Thema Wasser und die menschliche Fortbewegung in diesem Element spezialisiert. Das erhöht einerseits die Wiedererkennbarkeit eines Autors, andererseits engt es ihn thematisch etwas ein, aber was soll's – Lebensthema ist eben Lebensthema. Und das Ganze nun im knappen Kleid einer „Gebrauchsanweisung“, eine Reihe des Piper Verlags, die seit bald vierzig Jahren vornehmlich Länderkunden und

Reiseberichte versammelt, neuerdings aber auch andere Themenfelder beackert, darunter Sportarten (*John von Düffel: „Gebrauchsanweisung Schwimmen“*, Piper Verlag, München 2016, 196 S., br., 15,- €).

„Das Wasser ist ein freundliches Element für den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß“, wusste Goethe, der erst als Endzwanziger ein routinierter See- und Flussschwimmer wurde. Einen großen Teil der Leserschaft wird man mangels Bekanntheit mit dem Wasser ebenso wenig ködern können, wie man einen Wasserscheuen dazu bringen kann, sich dazu zu überwinden, ins

Wasser zu gehen. Das funktioniert meist nur im Frei- oder Hallenbad bei dreißig Grad Luft- und Wassertemperatur. Diese Spezies meint Düffel nicht, der selbst annähernd täglich schwimmt und zu der raren Gattung der Langstreckenschwimmer zählt. Düffel kann keinem Gewässer widerstehen, steigt in jeden Fluss und in jeden See, in jedes Meer.

Also, Badehose oder Badeanzug an, Schwimmbrille auf, Badekappe kann nicht schaden: „Wir steigen nie zweimal in denselben Fluss.“ Dass der Satz kommen würde, war gewiss unvermeidlich, dass er es schon auf Seite 15 tut, schon. Ziemlich lange hält sich das Buch mit

dem Element als solchem, seinen Widrigkeiten, mythischen Tiefen und praktischen Untiefen auf. Gefüllt werden beide mit Sätzen wie diesem: „Jeder Sieg über die Angst ist immer auch ein Verstoß gegen die Vernunft, nicht nur als Begleiterscheinung, sondern als notwendige Bedingung.“ Immerhin deutet der Autor das Schwimmbecken als den Versuch, eine Art universelles Wasser zu schaffen – immer und überall vergleichbare Schwimmbedingungen durch Normierung der Bahnlänge, der Wassertemperatur. Denn im natürlichen Gewässer drohen nicht nur Undurchsichtigkeit, Strömungen, Unterwasserpflanzen, Schlangen, Haie. Wo

die Natur regiert, wird der Schwimmer ganz klein und demütig. Im Becken dagegen drohen nur Menschen, nach leidvoller Erfahrung des Autors oft harmlos dreinblickende Schwimmerinnen, die die Schwunggrätsche als effektvolle Waffe im Kampf um die Bahnhoheit einsetzen.

Konkreter wird das Buch erst, wenn es zu den Schwimmtechniken kommt. Die zu erklären gelingt von Düffel recht anschaulich, man merkt, wie viel er über die Physik, Psychologie und Trainingswissenschaft weiß. Die erste Lerndisziplin bleibt wohl auf absehbare Zeit das Brustschwimmen, zugleich die ungesundeste und komplizierteste Technik – aber eben

die „geheuerste Disziplin“, weil sie aufgrund der Tatsache, dass der Kopf über der Wasseroberfläche bleibt, einen „Vertrauensvorsprung“ nutzt: sie erlaubt, „ins Wasser zu gehen, ohne das Land zu verlassen“. Das Ideal bleibt der Lagenschwimmer, der alle vier Techniken beherrscht und das Optimum des „Gesundheitscocktails“ Schwimmen ausschöpft. Wie schwer es ist, dem Wasser mit Worten beizukommen, belegt auch von Düffels Buch. Die Weisheit, hinterher fühle man sich immer besser, gilt im vorliegenden Fall eher fürs Schwimmen denn für die Gebrauchsanweisung. (hhm)

Virtuose des Missbrauchs

Mit Charisma ging im pädagogischen Paradies der Odenwaldschule alles: Jürgen Oelkers schreibt die Biographie ihres ehemaligen Leiters Gerold Becker und rechnet mit der Reformpädagogik ab.

Ein Hochstapler ohne irgendeine pädagogische Qualifikation wird zu einem der einflussreichsten Pädagogen Deutschlands und zum Schulleiter der Odenwaldschule im hessischen Oberhambach. Wie konnte das geschehen, und was weiß man über Gerold Becker, der es perfekt verstand, möglichst wenig von sich preiszugeben und einen lückenhaften Werdegang voller Ungereimtheiten zu präsentieren? Der Züricher Bildungswissenschaftler Jürgen Oelkers hat nach einer mehrjährigen Recherchearbeit auf gut sechshundert Seiten versucht, die vielen dunklen Flecken in Beckers Biographie zu erhellen. Das gelingt ihm zum Teil in eindrucksvoller Detailarbeit, die aber an entscheidenden Stellen doch so lückenhaft bleibt wie der von Becker inszenierte Lebenslauf. So kann auch Oelkers nicht darlegen, wie sich der überstürzte Abschied Beckers von der Odenwaldschule im Jahr 1985 erklärt. Man wüsste zu gern, ob der mit ihm nicht verwandte Bildungsbecker in Berlin, Hellmut Becker, Gründer des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, damals wieder einmal seine schützende Hand über den Schulleiter der Odenwaldschule gehalten hat und ihn aus dem Verkehr zog, bevor dessen kriminelle Machenschaften auch diejenigen mit in den Abgrund zogen, die sich jahrelang nichtsahnend oder mitwissend für die Reformpädagogik hergegeben hatten – oder ob es doch einen anderen Grund für den Abgang gab.

Oelkers' Biographie, ein grundlegendes Werk, um die Entstehung des Missbrauchs an der Odenwaldschule zu verfolgen, ist überdies eine große Abrechnung mit der Reformpädagogik und Oelkers' Antipoden Hartmut von Hentig. „Warum Hentig wegen Becker seinen Sturz riskiert hat, bleibt rätselhaft. Nach langem Schweigen bittet er die Opfer, sie mögen dem toten Gerold Becker Verzeihung gewähren – ohne sich von seinem Freund

loszusagen. Auch das ist rätselhaft“, so Oelkers.

Gesichert dagegen ist, dass Gerold Becker Theologie studiert hat, sein Vikariat in Linz (schon das ist ungewöhnlich für einen Pfarrer der Hannoverschen Kirche) abgebrochen hat (womöglich wegen pädosexueller Verfehlungen, wie Oelkers mutmaßt) und dann ohne eine entsprechende fachliche Qualifikation zum Pädagogischen Seminar nach Göttingen kam.

Danach wurde er Schulleiter der Odenwaldschule, ohne dafür ausgewiesen zu sein. Er hatte noch nicht einmal ein pädagogisches Examen, geschweige denn ein Lehramtsstudium mit entsprechendem Abschluss. Mit einer abgebrochenen Dissertation hat man ihn zu einem einflussreichen Bildungsfachmann hochgejubelt, ohne dass seine Mimikry jemals aufflog. Seine pädophilen Verbrechen an der Odenwaldschule wurden wortlos geduldet, obwohl ihn nach Aussage eines Altschülers sogar einmal eine Putzfrau dabei ertappte und das auch an die Schulverwaltung und den Betriebsrat meldete. Hellmut Becker wusste von dem Treiben seines nicht verwandten Namensvetters, denn dieser hatte sich ausgerechnet an einem seiner Neffen vergrieffen, der sich bei seinem Onkel auch beschwerte. Auch eine Schulsekretärin soll Einblicke in das Doppelleben von Gerold Becker gehabt haben. Die Beschwerden von Schülern bei anderen Lehrern wurden geflissentlich ignoriert, und das kollektive Wegsehen ging weiter. Man ließ Becker gewähren und blendete eine Wirklichkeit aus, die Hunderte von Schülern ein schwer zu bewältigendes Trauma zugefügt hat, das nicht wenige mit Psychosen, Depressionen und Berufsunfähigkeit bezahlten.

Der sagenumwobene Ruf der Odenwaldschule, der sich auf keiner einzigen nachweisbaren Überlegenheit im Unterricht oder in den Leistungen gründete, speiste sich im Wesentlichen aus der Mär der besseren Schule „eigener pädagogischer Prägung“, die den staatlichen „Zwangssystemen“ in jedem Fall überlegen war. Die Privatschulen verfügten „nie wirklich über die besseren Konzepte, die ihre Überlegenheit begründet hätten. Das hörte sich nur so an, auch weil Glaubensnachfrage bestand.“ Oelkers trifft damit einen entscheidenden Punkt, der sich selbst an einem Alternativmodell im staatlichen Sektor wie der Gemeinschaftsschule in Baden-Württemberg beobachten lässt, deren Anhänger ebenfalls ein nachgerade religiöses Schwärmertum an den Tag legen.

Was auch immer man von internationalen Leistungsvergleichen wie Pisa halten mag, sie bewahren hoffentlich vor einem kollektiven Irrglauben an eine ideale

Schule, wie sie so vieler Anhänger in der Odenwaldschule sehen wollten und selbst nach deren Schließung immer noch sehen. „Die Odenwaldschule war sakrosankt, weil sie den alten pädagogischen Traum des Lernens in Freiheit verknüpft mit dem Leben in Gemeinschaft zu verknüpfen schien. Aber das heißt auch, dass niemand auf den Gedanken kam, es könnte Täter und Opfer geben. Im Paradies gibt es keine Schande“, analysiert Oelkers. Bedrückend sind die Aussagen der Opfer, die der Autor zusammengetragen hat, und Beckers Virtuosität, bei Elternbeschwerden über körperliche Misshandlungen an ihren Kindern, die „sadistische Züge“ trügen, den Opfern selbst die Schuld in die Schuhe zu schieben.

Völlig unverständlich bleibt, wie Becker auch nach seinem Abgang von der Odenwaldschule und den ersten Missbrauchsvorwürfen gegen ihn im November 1999 seine Karriere unbeschadet fortsetzen konnte. Zwar hatte das hessische Kultusministerium seinen Beratervertrag fristlos gekündigt, doch Becker blieb die deutschlandweit gefeierte pädagogische Lichtgestalt. Er blieb der Chefideologe der Landerziehungsheim und diese ließen ihn gewähren. Aberwitzig ist auch, dass ausgerechnet Becker die hochgradig ideologiefähige pädagogische Debatte in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in den neunziger Jahren wesentlich mitbestimmt hat und dreißig Jahre lang auf jedem Kirchentag auftrat, sogar Mitglied im Präsidium war. Schon beim Stuttgarter Kirchentag im Juli 1969 war Becker als Podiumsteilnehmer mit Hartmut von Hentig und Günter Grass zugegen, moderiert von Hellmut Becker ausgerechnet zum Thema „Aggression als individuelle und gesellschaftliche Tat“.

Im der eindrucksvollen Recherchearbeit, die Oelkers für das Buch geleistet hat, stecken zugleich dessen Schwächen, die keineswegs nur stilistischer Natur sind. Der biographistische Ansatz wirkt teilweise redundant, liest sich auch nicht wirklich fesselnd, weil ein roter Faden fehlt. Es wird keine Geschichte erzählt, die den Leser bei der Stange hält. Das mindert aber nicht die aufklärerische Leistung dieses Werkes, das eine messerscharfe Abrechnung mit der Reformpädagogik und dem Mythos der Landerziehungsheime ist. HEIKE SCHMOLL

Jürgen Oelkers: „Pädagogik, Elite, Missbrauch“. Die „Karriere“ des Gerold Becker.

Beltz Verlag, Weinheim 2016, 608 S., geb., 58,- €.

Nur durch Widerrede entsteht Großes

Heinz Georg Held über die Rolle des Kunstgesprächs in der italienischen Renaissance

Warum wurde Florenz zur Geburtsstadt der Renaissance? Wegen der Diskursfreude und Scharfzüngigkeit seiner Künstler und Bürger, so Giorgio Vasari im Jahr 1550. Denn in Florenz werde die „Malerei zuerst vom Tadel vorangetrieben, der von vielen vorgebracht wird“. Das Gespräch drehe sich fortwährend um Kunst – ohne „Rücksicht auf denjenigen, der sie schafft“. Von der „Stadt der guten Augen und der bösen Zungen“ sprach ein Gesprächspartner Vasaris, zu einer Zeit, als der erste Großherzog und seine Spitzel die alte republikanische Freiheit der Diskussion und des Dialogs bereits zum Schweigen gebracht hatten. Aus Boccaccios freizügigen Novellen wissen wir, dass das spätmittelalterliche, von den Zünften regierte Florenz schon um 1350 eine schlagfertige Diskussionskultur besaß.

Am Anfang eines bemerkenswert schön gestalteten Bandes erinnert nun Heinz Georg Held daran, dass Leon Battista Alberti, Begründer der Kunsttheorie der Renaissance, die Maler ermunterte hatte, das Gespräch unter ihresgleichen und mit dem kunstsinnsigen Publikum zu suchen. Der in Pavia lehrende Held will das „kontroverse Kunstgespräch“ der italienischen Renaissance rekonstruieren. Deren Kultur des Dialogs sei in der Forschung durch die hochkarätige Kunsttheorie der Zeit in den Hintergrund gedrängt worden.

In seiner kenntnisreichen Auswahl von Quellentexten greift Held denn auch auf unterschiedlichste Gattungen zurück. Er bringt zentrale Autoren der Frührenaissance, Texte aus dem Umfeld der Meister der Hochrenaissance und wichtige, teils wenig bekannte Positionen des Manierismus und der Gegenreformation. Seine Auswahl belegt, dass es zur Zeit der Formierung der normativen Kunsttheorie Leon Battista Albertis, in der ersten Hälfte des Quattrocento, einen vielstimmigen, von kirchlichen Verboten weitgehend freie Kunstdiskurs gab, auch im Austausch zwischen Florenz und Byzanz, wie eindrucksvolle Briefe des Manuel Chrysoloras belegen. Zum anderen spannt Held den Bogen einer klassischen, großen Erzählung: von der Emanzipation der Künstler und ihrer neuen Freiheit der Themenwahl bis zur neuerlichen Herrschaft der Zeloten und Fundamentalisten in der Gegenreformation. Er beruft sich dabei auf die Großmeister Jacob Burckhardt und Johan Huizinga, de Letzteren gegenläufige These von der Renaissance als Herbst des Mittelalters er allerdings nicht erwähnt. Die Verstreutheit der Quellen stellt eine anspruchsvolle Aufgabe an Belesenheit und Prägnanz der Auswahl.

Dass Held mit einem Kunstgespräch zwischen Vergil und Dante aus dessen „Göttlicher Komödie“ beginnt, garantiert einen fulminanten Einstieg. Was aller-



Wusste, was sie von den Künstlern wollte: Isabella d'Este, gemalt von Tizian Foto AGK

dings Petrarca's berühmter Brief über die Besteigung des Mont Ventoux zu dem Dialog über die Kunst beitragen soll, bleibt offen. Sicherlich geht es hier um den Genuss am Sehen, wie Petrarca betont, aber nicht um Sprechen über Kunst. Es folgen wichtige und teils wenig bekannte Quellen aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Prägnant kontextualisiert Held etwa den Briefwechsel der willensstarken Sammlerin Isabella d'Este mit ihren venezianischen Agenten über die Bestellung eines Gemäldes bei dem geizigen und widerspenstigen Maler Giovanni Bellini. Überhaupt handelt es sich nicht um eine kommentierte Anthologie von originalen Quellentexten (wie sie Ulrich Pfisterer bereits vor zehn Jahren vorlegte). Held fasst die Texte und ihre Kontexte in einundzwanzig knappen Kurzkapiteln zusammen. Jedes Kapitel enthält zudem wichtige, oft wuchtige Zitate. Helds Zusammenfassung des minutiös dokumentierten Gesprächs zwischen einem Kollegium von Inquisitoren und dem selbstbewussten Maler Paolo Veronese aus dem Jahr 1573 markiert einen Höhepunkt und fast auch den Schlusspunkt des Buches. In diesem Verhör griff der angeklagte Maler auf die Kunst des Kunstgesprächs zurück: Dem Inquisitor gab er listig zu bedenken, dass seine, Veroneses, Vorbilder, die er gläubig nachahmte, sich im Vatikan und in der Sixtinischen Kapelle des Papstes befanden.

Held hegte offenbar die Absicht, die wichtigsten Positionen der Kunstliteratur

der italienischen Renaissance überhaupt vorzustellen – unabhängig davon, ob die Texte in Gesprächsform gehalten sind. Dies lässt ihn zentrale Autoren wie den Philosophen Nikolaus von Kues, den *uomo universale* Leonardo und den gegenreformatorischen Polemiker Andrea Gilio berücksichtigen – aber um den Preis, das Texte aufgenommen werden, die keine Gespräche wiedergeben. Und Held zählt offenbar bereits den Brief zu den literarischen Formen des Dialogs, nicht erst den Briefwechsel.

Eine stärkere Konzentration auf das selbstgewählte Thema hätte dem Buch genutzt. So hat Alberti in seinen dunklen Dialogen und in seinem bizarren Roman „Momus“, der noch von Franz Kafka aufgegriffen wurde, brisante und höchst lesenswerte Gespräche über Kunst und Architektur ersonnen, die Held nicht berücksichtigt. Dass zwar Briefe des berühmten Schandmauls Pietro Aretino an Michelangelo abgedruckt werden, nicht aber dessen sarkastische Replik vom 20. November 1537 „an den göttlichen Aretino“ ist ebenso schade wie das Fehlen des weit dialogischeren Briefwechsels Michelangelos mit Vittoria Colonna.

Bedauerlich ist es, dass der Autor auf Wiedergabe und Kommentierung jener pointierten Gespräche verzichtet, die Vasari in seine Künstlerleben einstreut. So fehlt etwa dessen denkwürdiger „Bericht“ über einen Austausch Leonardos mit dem Herrscher Mailands. Mit den Vorwürfen eines ignoranten Priors über Leonardos Müßiggang und lange Pausen bei der Arbeit an seinem Abendmahl konfrontiert, erklärte der Maler zum Vergnügen des Herzogs, dass „schöpferische Menschen sich gerade dann am meisten mühen, wenn sie nicht arbeiten“.

Dem Buch Helds wäre zu wünschen gewesen, wenn der Autor die von ihm etwas despektierlich erwähnten Fachdiskussionen stärker beachtet hätte. Dass sich die Leichtigkeit der Feder mit der Berücksichtigung der Diskussionen der Kenner verträgt, machen im Verlag Wagenbach die sechszwanzig Bände der Vasari-Edition durch Übersetzung und Kommentarteil maßstabsetzend klar. Bei Held hingegen sind die Literaturhinweise zu den einzelnen Protagonisten der Kunstgespräche arg knapp geraten. GERD BLUM

Heinz Georg Held: „Die Leichtigkeit der Pinsel und Federn“. Italienische Kunstgespräche der Renaissance. Eine Anleitung zur Bildbetrachtung in 21 Dialogen. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2016, 225 S., Abb., geb., 24,90 €.